

Vom alten Kirchhof

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634310>

Nutzungsbedingungen

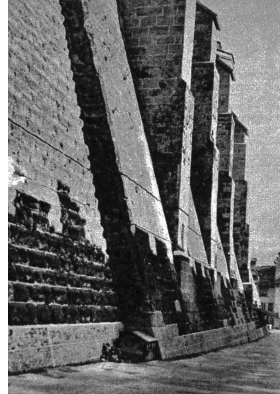
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Südmauer. Mit ihren 4 mächtigen Strebe-
pfeilern mahnt diese Wand an das Längschiff
einer Kathedrale

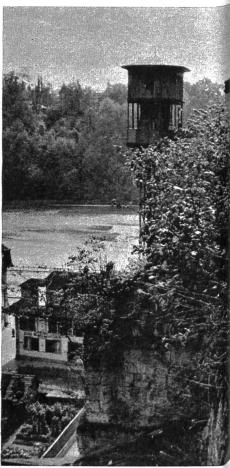
Wir gehen wohl öfters auf die Platt-
form, doch wird uns kaum bewusst, wie
viel Arbeit, Sorge und Kosten diese künst-
lich angelegte Terrasse der Stadt Bern vor
Jahrhunderten verursacht hat. Berests
1334, als noch an Stelle des Münsters sich
die Leutikirche befand, wurde mit deren
Bau „gut und stark“ angefangen. Dies
Vorhaben war für die damalige Zeit eine
so grosse Aufgabe, dass nicht nur die Bür-
ger der Stadt mithalfen, sondern auch die
fast aller umliegenden Gemeinden, so dass
wir hier einen Bau vor uns haben, dessen
Entstehung wir dem ganzen Berner Volk

zu verdanken haben. Das Volk wollte
aber nicht nur einen sehenswerten Bau
errichten, sondern einen ehrwürdigen
neuen Kirchhof erstellen, auf dem es seine
Toten beisetzen könne. Der so gewonnene
Kirchhof hat der Stadt hernach insofern
Sorge bereitet, als dessen hohe Mauern
bei den mächtigen Druck, dem sie stand-
halten mussten, oft Risse aufwiesen, die
neue Verstärkungen bedingten. Haupt-
sächlich der am meisten von der natür-
lichen Böschung vorgelagerte Südostteil
war gefährdet.

Im Jahre 1478 herrschte in Bern die
Pest. „Es starbend gar viel trefflicher
luten, von geistlichen und weltlichen,
edlen und andern, und sundertlich von
kinden, und alle ding wurden tüte“. Die
vielen Todesfälle mochten den Wunsch
nach einer Erweiterung oder Stützung des
grossen Kirchhofs gebracht haben, jeden-
falls sollte der ganze Bau durch neue
Mauern gefestigt werden. „1479 im sum-
mer wart die nüz mur angefangen ze
machen unden an dem kilchof, und muss-
ten alle geselschaften daran werken in
irem costen, und was jedermann willig
und gehorsam; doch cost es die stat och
ein mærglich zu al geld und win“. Bei
diesen Arbeiten halfen die nahen Gemein-
den mit Erd- und Steinfuhren, ferne Be-
zirke, wie Spiez und Interlaken, liessen das
nötige Holz die Aare hinunter zur Bau-
stelle an der Matte flüssen. Noch heute
erkennt man in der Mauer verschiedene
Steinsorten. So haben Köniz und Bümpfz
Tuffstein geliefert und es ist interessant,
festzustellen, dass dieser so poröse Stein
sich an der Mauer besser gehalten hat als
der Sandstein, der tellorts durch Verwit-
terung etliche Zentimeter an Stärke ein-
gebüsst hat.

1503–1506 liess der reiche Dompropst
Armbruster eine „überköstlich Kapell“
auf der Südostecke des Kirchhofs erste-
len. Als diese bis an die Fenster aufge-
richtet war, spaltete sich unter dieser Last

Vom alten Kirchhof



Blick von der Plattform gegen das Aarebecken.
Hier an der Wand reiften im Herbst 1944 eine
Anzahl Äpfel. Der Luft ist nicht gerade eine
Zierde, doch für die Bewohner der Matte eine
Erleichterung

die Ecke und die Kapelle musste abge-
tragen und an weniger gefährdeten Stän-
de neu aufgebaut werden. Die schadhafte
Ecke wurde dann von Grund auf neu ver-
stärkt, welche Arbeit acht Jahre dauerte.
Am 24. März 1481 tritt in der Geschichte
der Münsterterrasse insofern eine Wen-
dung ein, als der Rat erlässt, „dass der
Kirchhof jetzt für hin frey seyn, und die
niemand darauf begraben werden, und die
Begräbnis bey dem oberen Spithal Barfüss-
ren und niederen Spithal seyn söllend“,
so dass nach Ablauf einiger Jahrzehnte
eine Promenade entstand. 1560 wurde die-
ser Ort jedenfalls schon als Turnplatz
benutzt, so dass ein „Rath-Zettel“ an-
gebracht wurde, der den Knaben das
„Klückern“ verbot.

1781 wurde an Stelle alter Linden die
zum Teil heute noch stehenden Kastanien-
bäume gepflanzt. Die beiden Erker, die die
südliche und östliche Ecke bilden, wur-
den, mit Ausnahme ihrer jetzigen Auf-
bauten, im 16. Jahrhundert erstellt. Von
diesen beiden Erken aus geniesst man
die schönste Aussicht und es ist schade,
dass sie heute nebensächlichen Zwecken
dienen. Die südliche Mauer war in frü-
hern Jahrhunderten senkrecht und da-
durch imposant. Die schräge Mauer
musste jedoch zur Stützung angebau-
t werden. Darum sind auch die vier mäch-
tigen Stützpfiler an ihrer Basis ganz in
die Mauer eingebaut. Der obere Teil die-
ser Pfeiler wurde erst vor wenigen Jahren
renoviert, da sie verwittert waren und viel
Vegetation dort Fuss gefasst hatte. Jetzt
decken zweckmässige, jedoch kahle Beton-
platten die Pfeiler, und zur Erinnerung
an diese Arbeiten wurden weissen sichtbar
die Jahreszahlen 1938 und 1939 ange-
bracht. Die östliche Mauer ist wohl in

ihrem jetzigen Zustand am ursprünglich-
sten geblieben. Hier erkennt man an den
verschiedenen Steinsorten und Quader-
größen, wie die Mauer nach vieljähriger
Arbeit bis zur heutigen Höhe gewachsen
ist, und dies Sichtbare ist ja nur ein klei-
ner Teil der Arbeiten, die gleichzeitig
durch Auffüllung und Festigung des gros-
sen dahinterliegenden Raumes vorgenom-
men werden mussten. Zahlreiche Pflanzen
wählten die luftigen Höhen der Mauer
und der Strebe Pfeiler zu ihrem Standort,
und man erkennt neben Heckenrosen und
Haselnussstauden sogar Apfelbäume, die
Früchte zur Reife bringen.

Früher, als Bern noch in seine Mauern
eingesenkt war, erlebte die Plattform
grosse gesellschaftliche Veranstaltungen.
Heute jedoch strebt sie wieder einer ruhigen,
des nahen Münsters würdigen Epoche
entgegen. Fern vom Weltgetriebe blickt
man von ihr aus auf die rauschende Aare
an der Schwelle unten und erkennt in
diesen beiden den Willen und die Weite
Alt-Berns.
M. Feurich.



Die östliche Mauer beim
nördlichsten Pfeiler. Die
Spuren der Zeit haben sich
hier in den Sandstein ein-
gegraben, während der
Tuffstein beständiger ist.
Links: Gedenkstein Theo-
bold Weinzapl, der von
der Plattform sprang und
in einem darunter liegen-
den Garten fiel und dabei
ohne Schaden blieb. Die
Besitzerin des Gartens soll
Schadenersatz verlangt
haben für das dadurch
verdorrene „Kraut“

Empfindungen hat, als ein Gefühl der Beglückung, wie es
jeder gerade und unverdorrene Mensch beim Anblick der
reinen Schönheit unmittelbar empfindet, dem ist ohnehin
nicht zu helfen. Wir können doch nicht mit solchen alt-
täglichen Bedenken — ich finde kein anderes Wort,
aber es ist ohne jede persönliche Schärfe gemeint — an ein
Kunstwerk herangehen. Wir machen uns lächerlich, wenn
wir uns darauf einlassen.

Wieder war Fräulein Murck über und über errötet, ihr
schien diese Auseinandersetzung sehr peinlich zu sein. Lei-
dlich griff ein:

„Ich bitte, die Diskussion nicht aufs persönliche Gebiet
abgleiten zu lassen. Sie machen sich die Sache zu leicht,
Herr Redaktor. Wenn Sie solche Bedenken als alltäglich
zu bezeichnen für nötig finden, so muss ich diesen Vorwurf
auch auf mich beziehen.“ Er blickte sich um, als wäre damit
schon alles gesagt. „Ich muss nun leider doch noch einen
Punkt berühren, von dem ich lieber nicht gesprochen hätte,
aber es ist Ihre Schuld, Herr Redaktor, wenn ich darauf
nun doch zu sprechen kommen muss. Es ist nämlich doch
kein blosser Zufall, dass der junge Künstler gerade zwei
solche nackte Figuren darzustellen für gut befunden hat.
Es fehlt hier eben eine moralische Hemmung. Es ist kein
Zufall, sagte ich, denn dieses Projekt ist von einem jungen
Mann eingereicht worden, der, leider, persönlich einen gar
nicht einwandfreien Lebenswandel führt.“

Rieter schlug, zum ersten Mal unbeherrschet, auf den
Tisch und sagte aufbrausend: „Ich bestreite die Kompetenz
dieser Kommission, über den moralischen oder unmoralischen
Lebenswandel eines Bildhauers zu urteilen. Wir haben
nicht die geringste Berechtigung, über das Privatleben
anderer Leute zu Gericht zu sitzen. Uebrigens kenne ich
Schwerdtlin seit vielen Jahren, und ich fühle mich ver-
pflichtet, den gegen ihn vorgebrachten Vorwurf auf das
allerentschiedenste zurückzuweisen.“

„Sie finden es also moralisch, Herr Redaktor“, höhnte
Leidlich verbissen und blickte sich Beifall heischend um,
„wenn ein junger Mann mit einem Mädchen zusammenlebt,
obwohl sie nicht miteinander verheiratet sind?“

„Ich finde, dass uns das nichts angeht.“

Aber da kam Rieter schlecht an, Leidlich wurde angriffig.
„Sie sind wegen Ihrer laxen Anschauungen bekannt. Andere
Leute haben mehr Verantwortungsgefühl.“

„Solche Verfallserscheinungen dürfen uns alle nicht
gleichgültig lassen“, sagte Fräulein Murck, die sich jetzt
schon zusammennahm, um sich nicht einschüchtern zu lassen.
Ihr Gesicht war ganz spitz geworden, es war ihr zwar un-
haglich, dass Rieter sie anblickte, aber das Gefühl, von der
allgemeinen Zustimmung getragen zu werden, half ihr die-
sen folgereich im Kampf gegen ihre Befangenheit. „Man darf
solche Dinge nicht leicht nehmen“, fügte sie bei.

Mutschler hatte aufgehört, seine Männlein zu zeichnen.
Er setzte sich in Positur, blies die Backen auf und liess
mit einem zischenden Geräusch die Luft aus dem Mund
entweichen. „Ja, wenn das so ist, das ändert freilich die
Sache“, sagte er mit Salbung, „dann kommt der Mann für
mein Plakat absolut nicht mehr in Frage.“

„Wir tun ja so“, warf Rieter ein, „als wären wir hier
ein Musterknabeninstitut.“

„Da wären Sie wohl nicht am richtigen Ort“, versetzte
Fräulein Murck bissig, und sie wunderte sich selbst über
ihren Mut, aber das Bewusstsein, für die gute Sache zu
fechten, half ihr manche Hemmungen zu überwinden. „Wir
dürfen doch nicht jemand noch dafür belohnen, dass er
einen solchen... einen solchen... dass er sich über alle
guten Sitten einfach hinwegsetzt.“

„Ganz meine Meinung“, pflichtete Mutschler bei.

„Ich protestiere gegen diese unschöne Diskussion!“
wehrte sich Rieter. „Ich möchte bitten, dass wir zum Thema
zurückkehren.“

„Der Herr Redaktor ist hier nicht Diskussionsleiter“,
sagte Mutschler dröhnend, „sondern meines Wissens ist das
immer noch der Herr Präsident.“ Dabei blickte er Leidlich
aus empörten Augen an, der nickte ihm einen Dank zu.
„Und ich finde nicht, dass wir unschönlich reden. Es ist
ganz fraglos, dass die Moral auch zur Sache gehört. Wer

einen unmoralischen Lebenswandel führt, der wird auch
nur unsittliche Kunstwerke hervorbringen. Das ist meine
Meinung. Jawohl.“

Nun meldete sich Repp zum Wort.

„Herr Präsident, meine Dame, meine Herren“, begann
Repp, der sich erhoben hatte und zur Vernehmung der
Feierlichkeit seine Jacke zuknöpfte. „Es gibt noch andere
Gesichtspunkte, die uns bei der Beurteilung des erstprämierten
Projektes beschäftigen sollten. Es ist angetönt worden,
dass die Nacktheit vom sittlichen Standpunkt aus Anstoss
erregen würde. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu,
und ich muss mich fast wundern, dass die Jury diesen
Gesichtspunkt ganz aus den Augen gelassen hat. Wir leben
hier in der Stadt Burgwil sozusagen im Brennpunkt einer
hochentwickelten und weltbekannten Textilindustrie. Es
wäre dem Künstler eventuell nahezu legen, die Brunnen-
figuren mit solchen Stoffen zu bekleiden, dass ihre Herkunft
deutlich ersichtlich gemacht wird. Was soll beispielsweise
ein Fremder denken, der unsere Stadt besucht, wenn er
völlkommen nackt sind? Käme es ihm dabei in den Sinn,
dass er sich in einem Zentrum der Textilindustrie befindet?
Ich glaube, mein Vorschlag wäre geeignet, erwogen zu
werden, treffen wir dabei doch sozusagen zwei Fliegen mit
einem Schlag. Und man muss heutzutage, in diesen besonders
für unsere Industrie so schweren Zeiten, an alles denken.“

Repp setzte sich befriedigt und schrieb eifrig weiter an seinem Protokoll.

„Ich verdanke dem verehrten Herrn Vorredner seine wertvollen Anregungen“, sagte Leidlig. „Zweifellos dürfen auch solche Erwägungen nicht ausser Acht gelassen werden. Ich glaube jedoch, dass wir allen Weiterungen am besten dadurch begegnen können, wenn wir, wie vorgeschlagen, dem zweitprämiierten Projekt den Vorzug geben. Wünscht noch jemand das Wort?“ Da Mutschler sich meldete: „Herr Gemeinderat, bitte!“

Mutschler blies sich auf und begann mit ausholender Armbewegung seine Rede: „Herr Präsident, verehrte Anwesende. Die Worte des Herrn Fabrikanten Repp haben mich auf einen Gedanken gebracht, der ebenfalls bisher nicht genügend in Betracht gezogen worden zu sein scheint. Wie schon Spengler in seinem berühmten Buch vom Untergang des Abendlandes sagt, befinden wir uns in einem Zeitalter des Niederganges. Dem müssen wir entgegentreten. Was ist die Ursache des Niedergangs? Neben der sittlichen Verwilderung Hand in Hand geht die allgemeine Wurzellosigkeit der Asphaltekunst, wobei man sich fragen muss, ob man das Wort Kunst in einem solchen Zusammenhang überhaupt in den Mund nehmen darf. Was aber ist bodenständig? Der Bauer. Wie Sie gesehen haben, stellt der Brunnen des Herrn Hägni einen Bauern dar, der seine Kuh zur Tränke führt. Das ist meiner Meinung nach ein gutes Brunnenmotiv, und es ist verwurzelt. Man spürt die Kraft des Bauernstandes. Jawohl. Dieser Brunnen ruft uns immer wieder in das Bewusstsein, was wir der schweizerischen Milchwirtschaft zu verdanken haben. Wir müssen deshalb das Banner der moralischen Idee hochhalten, und ich möchte auch meinerseits für das zweitprämiierte Projekt eine warme Lanze brechen.“

Mutschler blickte sich um wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht und setzte sich.

„Ich verdanke dem Herrn Gemeinderat Mutschler seine lichtvollen und von tiefer Einsicht in die Sachlage getragenen Ausführungen. Ich nehme an, die Meinungen werden sich



Das Werbewägel mit einem Pony-Vorspann, welches von der Firma Freiburgerhaus dem Züchter-Verein zur Verfügung gestellt wurde

so ziemlich gebildet haben, dann könnten wir zur Abstimmung schreiten, oder wünscht noch jemand das Wort?“ Da sich Rieter meldete, erteilte ihm Leidlig das Wort mit der Mahnung: „Aber bitte kurz, Herr Redaktor.“

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir im Begriff sind, einem jungen Bildhauer ein schweres Unrecht zuzufügen. Ich weiss nicht, aus welchen Gründen unser Herr Präsident mit so besonderem Nachdruck für das Projekt Hägni eintritt, ich darf vielleicht daran erinnern, dass der Herr Präsident noch vor nicht allzu langer Zeit gegen Herrn Hägni ebenso starken Widerstand machte, wie jetzt gegen Schwerdtlin. Wenn sich Herr Hägni schliesslich mit seiner Kunst durchzusetzen vermochte, so geschah dies nicht dank, sondern trotz der Burgwiler Kunstkommission.“

(Fortsetzung folgt)

Bim Chlapperlänbli umenand

Es git gäng Lüt wo d'Flöh ghöre huerchte u ds Gras gseh wache. Weder, erschtens kommt es anders und zwötens, als man denkt — het scho der Wilhelm Busch so schön gseit.

„J ha's gseh cho“ — mit dene Worte het der Wiggu politisch Debattte ygädellet, wo mir zwee mitenang hei gha, wo sälbänder e Bläz wyt der Nare na z'düruf si. J ha der's gäng gseit, dir u allne myne Bekannte, üse Bundesrat vo Steiger wärdi nid Affeminischer. Das ha-n-i eifach gschpürt. Mesereins gseit ja nid hinger d'Guliffe. Aber eis säge-n-i: die Departemäntverteiltig im Bundesrat isch scho rächt. Sie wärde scho wüsse, warum u wieso. Mänge Bürger hätt lieber der vo Steiger a der Sprüzi vom Politische Departemänt gseh. U me's o nume wär, daß me chönt säge — gället, i ha doch rächt tippet! Es isch präzis ds glyche wie mit de Leitartikl i de große Zytige. Da wird öppis Politische gschriebe. U wie macht me das? Me isch nid ganz für die Sach. Me isch aber o nid ganz dergäge. Me

gloubt, es chönt e so si, aber vielleicht isch es doch nid ganz e so. Ganz unmöglich wär's o ume n'd, daß es ganz anders chönt usecho — u meischtens chunt's äben anders use. Für dā Fall isch das gäbige Wörtli Imponderabilien erfunde worde. J will der das amene Byispiel erkläre. Nimm a, du heigst e More. Sie isch nahe zum Färle. Ziz bist du doch sicher, daß die More jungi Söli uf d'Wält stellt. Statt desse schänkt sie amene Chalb ds Käbe. Das wär's. Das isch eini vo denen Imponderabilien. Es git ere masselhaft hütigstags.“

„Aber hei öppe die rächt gha, Wiggu, wo gmeint hei, es chömm besser mit üser Fräffalie-u Rohstoffverforg'g, we de die Alliierte Frankreich bjeht heigel! We mänge het i Gedante scho i-n-es früsches Parisergepissel bisse, oder jede Tag e schöne Bih Fleisch uf em Mittagstisch gseh, oder Cholen i Dfen hnegschuflet, daß ds Zimmerthermometer uf zwöiezwänz Grad usen isch, oder bim Schnyder es Gwändli us ächt englischem Stoff la amasse — wie mänge het sech i Gedante gergeret, daß d'Landstrasse wieder den Automobil ghöre, oder daß ds Pfüre vo de Motorvelo eim i der Nacht us em schönste Troum usechlept! Du wirsch es wohl öppen o gläse ha im Blettli, wie d'Amerikaner uftrumpfe!“

„Abe ha-n-i's fassch nid chönne choppe. U da bin i de scho der Meinig, daß me dene

Lüt z'verschtah git, uf üsem Acherli tüte mir gselligst fälber Misch zetten u grafe. Mir luegt fälber, daß Drnig sig i üsem Stall. Wäge was häffele sie üs a! Wil mer is a d'Bertrag halte, wo mer ungerschriebe hei. Amerika, die gröschti Demokratie vo der Wält, fött de bim Donner die Lefschti si, wo a fettigem Apfö nimmt. U wo wägem Export tät i lieber schwygge, wenn ig Amerikaner wär!“

Der Wiggu het sech wieder einisch schuderhaft ergelschteret. Er het e füzüntröte Öring übercho, mit dem Schtäden dasumegschuflet u trappet uf alls use näbenuse, daß er himene Haar i d'Nare-n-use gheit wär.

„Reg di doch nid derewäg uf and brüel nid, daß me di i der Schönneg äne ghört!“

„Sit der Vokkerig vo der Pressezenfur bruche d'Zytigschryber o kes Blatt meh vor ds Muul z'näh. De wurde-n-i dant o dörse säge, was mir paßt“, het er umeghöische.

„Es isch no nie guet usecho, we me blindwüetig mit eme Chnebu um sech gschlage het. J aller Rueh soll men überlege u de di Sach bestimmt u dütlech säge. Depe so wie's üse Bundespräsident vo Steiger am erschte Jänner im Radio gmacht het.“

„Dā isch scho rächt. Er müest ja nid e Värner si“ u dermit het der Wiggu mit dem Städen i ds Narewasser gschlage, daß es hoh ufgeschpröht het. Chäderi.